

## IN DIESER AUSGABE

Das Militär verändert den Stiftberg und weckt Hoffnung auf Wirtschaftswachstum

SEITE 02/03

Winzige Sonnenkinder fühlen sich wohl am Vlothoer Amtshausberg

SEITE 04

HF-Serie Das Dings: Dieser Eimer gehörte in jeden Haushalt

SEITE 04

Der historische Fahrbericht: Mit Berta und Paulchen ins Grüne

SEITE 05

Herfords Gründerzeit-Boulevard und der Bauboom jenseits der Stadtmauer

SEITE 06

Eine Stadtverwaltung wächst und sucht ihren Ort in der Stadt

SEITE 07

Warum auch die Geschichte durch den Magen gehen kann

SEITE 08

## Es war der falsche Grabstein

Im HF-Magazin Nr. 87 hat Rolf Botzet über Erbbegräbnisse in Rödinghausen berichtet. Leider hat die Redaktion dazu das falsche Bild gestellt: Es zeigt das Grab der Dichterin Hertha Koenig auf dem Erbbegräbnis des Gutes Böckel – nicht den letzten im Kurpark erhaltenen Grabsteinsockel des Erbbegräbnisses der Rödinghauser Pfarrer. Wir bitten, die Verwechslung zu entschuldigen.



Märchenhaft: Die Schirme des Bitteren Saftlings schaffen es kaum über die Grasnarbe.

FOTOS: PISCHEL

# Bildschöne Zwerge im Gras

Seltene Saftlinge wachsen auf Herforder Zierrasen – ein Forschungsprojekt

VON MARKUS PISCHEL

Pilze gibt es im Wald. Das ist die gängige Meinung. Aber sie ist nur zum Teil richtig, denn diese rätselhaften Lebewesen haben auch andere Lebensräume besiedelt, an denen man sie gar nicht erwarten würde.

Kaum jemand käme auf die Idee, auf Rasenflächen, die oft zimal im Jahr von Maschinen kurzgemäht werden, nach Pilzen zu suchen. Und doch gibt es dort ganz besondere Spezialisten.

Wirklich winzig (nur wenige Zentimeter groß) und gleichzeitig spektakulär sind die Saftlinge, Charakterarten von nährstoffarmen Wiesen. Sie zeigen leuchtende Farben und stehen alle wegen ihrer Seltenheit unter Naturschutz.

Saftlinge reagieren sehr empfindlich auf Nährstoffeintrag aus der Luft; Kunstdünger wie in der Landwirtschaft üblich zerstören die Vorkommen.

Über ihre Ernährungsweise ist noch längst nicht alles bekannt. Wahrscheinlich leben sie als sogenannte Saprobionten, d.h. sie ernähren sich von ab-



Winziger Spargel: Die aprikosenfarbene Wiesenkeule gehört zu den Pilzen, die nur auf mageren, nicht gedüngten Rasenflächen wachsen.

gestorbenem Pflanzenmaterial. Es wird aber auch vermutet, dass Symbiosen mit Gräsern oder anderen Pflanzen gebildet werden.

Im intensiv genutzten Herforder Kreisgebiet sind ihre Lebensräume sehr rar und weitestgehend auf wenige magere Rasenflächen bei Kirchen, auf Friedhöfen und in Parkanlagen beschränkt. Wenn man nach

potentiellen Flächen für Saftlinge sucht, sollte man auch auf Zeigerpflanzen wie das Kleine Habichtskraut (*Hieracium pilosella*) achten, welches ebenfalls mageren Boden besiedelt.

Auf einer gepflegten Parkrasen-Fläche auf einem Herforder Friedhof, die durch mehrmalige Mahd und das Abtragen des Rasenschnittes gezielt ausgemagert wird, konnte

ich im letzten Oktober ein Spektrum von 7 verschiedenen Saftlings-Arten beobachten. Eine davon (Bild 1: Bitterer Saftling *Hygrocybe mucronella*) ist erst wenige Male in Nordrhein-Westfalen nachgewiesen worden.

Auf einer anderen Fläche wurde mit dem Braungelben Saftling (*Hygrocybe spadicea*) eine sehr seltene Art gefunden. Recherchen ergaben: Es ist erst der zweite Fundnachweis in unserem Bundesland!

Wo mehrere dieser kleinen gefährdeten Pilze wachsen, fühlen sich auch Arten aus anderen Gattungen wie z.B. Rötlinge, Wiesenkeulen (Bild 2) und Wiesenkorallen wohl. Oft stehen mehrere davon durcheinander. Viele Arten sind durch allgemeine Seltenheit oder mangels geeigneter Lebensräume bedroht und stehen auf der Roten Liste.

Die Untersuchung von solchen mageren Flächen, die ich in 2013 begonnen habe, wird in diesem Jahr fortgesetzt, um mehr über die Verbreitung dieser kleinen bunten besonderen Pilze im Kreis Herford zu erfahren.



Der Blick vom Bismarckturm zeigt: Um 1930 hat die Baugrenze auf dem Stiftberg gerade mal den Kattenschling erreicht. Links am Bildrand die hohen Dächer des Königin-Mathilde-Gymnasiums. Felder und Wiesen erstrecken sich über die Bergerheide bis hoch zum Wald. Am heutigen Stiftskamp (damals ein bei der Flurbereinigung angelegter neuer Weg) stehen schon auf der linken Seite Häuser bis zur Ecke Schumannstraße, auf der rechten Seite nur das Eckhaus Kattenschling. FOTO: ARCHIV VEREIN FÜR HERFORDER GESCHICHTE.

# Das Militär verändert den Stiftberg

Wo Tausend Jahre Kühe weideten, breitete sich die Wehrmacht aus

VON ECKHARD MÖLLER

Der Bauboom begann, als die Stadt Herford 1934 bei ihrem Werben um eine Garnison der Wehrmacht Erfolg hatte. Bis dahin war die Siedlungsgrenze auf dem Stiftberg etwa im Bereich des heutigen Königin-Mathilde-Gymnasiums, des Kattenschlings und der Meierstraße. Von dort aus bis hoch zum Hang des Stuckenbergs erstreckten sich kleinräumige Felder und Wiesen, die seit über tausend Jahren von den Bauern der Umgebung bearbeitet wurden.

Wilhelm Horst (1917-2010), der im Schatten der Kirche an der Kesselstraße aufgewachsen war, konnte sich noch gut erinnern, dass in seiner Kindheit man von der Vlothoer Straße runter bis in den Bereich der Bismarckstraße gucken konnte, ohne dass Häuser den Blick versperrten.

Die Stadt hatte sich beim Vertragsabschluss mit der Wehrmachtsverwaltung verpflichtet, das Gelände für die Militärbauten kostenfrei zur Verfügung zu stellen und alle Versorgungsleitungen bis an die Grundstücke heranzuführen. Mit einer Mischung aus Kungeleien, Flächentausch und Enteignungsdrohungen war es ihr gelungen, diesen zentralen Teil der Verträge zu erfüllen. Einer der bedeutendsten Verhandlungspartner war die Stiftberger Kirchengemeinde, der viele Flächen dort gehörten.



Baujahr 1936: Am Kattenschling Nr. 8 wohnten vier Offiziere mit Familie und Angestellten nahe am Arbeitsplatz. FOTO: KIEL-STEINKAMP

Im August 1934 ging es los: Zwischen der heutigen Schumann- und der Mozartstraße wurde eine riesige Kasernenanlage gebaut, mit großen Gebäuden, Pferdeställen und Reitplatz. Gearbeitet wurde unter hohem Zeitdruck in drei Schichten rund um die Uhr, nachts mit Beleuchtung. Im April 1935 waren die Rohbauten fertig.

Noch während der Bauarbeiten wurde das erste Infanteriebataillon von Osnabrück nach Herford verlegt. Da die Kasernen noch nicht fertig waren, wurden die Soldaten in

leerstehenden Fabrikgebäuden an der Goeben- und der Hansastraße untergebracht, die zu dem Zweck umgebaut werden mussten. Am 3. Oktober 1935 zog dann das jetzt neu bezeichnete I. Bataillon des Infanterieregiments 58 links der Vlothoer Straße ein.

Doch die Wehrmacht war längst nicht zufrieden: Der Standort sollte vergrößert werden. Neue Flächen mussten her, und die lagen rechts der Vlothoer Straße bis zur Stadtholzstraße. Diesmal kaufte der Staat das Gelände; nur der Bereich des Offizierskasinos an der heuti-

gen Liststraße wurde von der Stadt unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Vier Wohnhäuser wurden abgebrochen (Vlothoer Straße 14, 16, 44 und 46). Eins davon war der damals so genannte Storcksche Kotten, ein Fachwerk-Bauernhaus. Es wurde abgebaut und auf Initiative des Landkreises in Vlotho nahe der Burg für die Hitler-Jugend wieder errichtet. Heute ist es Sitz des Jugendhofs Vlotho.

1936 begannen die Bauarbeiten, und am 7. Oktober 1937 konnten zwei weitere Bataillone die neuen Gebäude beziehen. Eine zweite große Anlage war schon 1934/35 an der heutigen Saarstraße an der Kreuzung Mindener/Umgehungsstraße errichtet worden, die sogenannte Panzerabwehrkaserne.

Zusätzlich verlangte die Wehrmacht Flächen zum Training der Soldaten. So wurde auf Gelände von Wetehof, Laag, Rieso und weiteren Landwirten ein Truppenübungsplatz am Bramschebach an der Grenze nach Bischofshagen angelegt. Auf der Naht in Schwarzenmoor entstand ein großer Infanterieschießstand. Weiteres Übungsgelände befand sich am Stuckenberg.

Die vielen Soldaten, die jetzt in Herford lebten, waren natürlich nicht alle in den Kasernen untergebracht. So lockte der Boom auch auswärtige Bauherren – heute würde man sagen: Investoren – nach Herford. So

errichtete die Westfälische Handwerksbau AG aus Dortmund das Haus Schumannstraße 32. Hier wohnten hauptsächlich Unteroffiziere mit ihren Familien, zum Beispiel der Feldwebel Richard Wildoer (seit Februar 1940), der aber schon am 1. April 1942 im Krieg getötet wurde. Seine Ehefrau lebte in der Wohnung dann noch bis 1946.

Etwas größer waren die Wohnungen, in denen die Offiziere zum Teil mit ihren Familien lebten. Major Friedrich Karst, der anfangs der sogenannte „Standortälteste“ war, also der ranghöchste Offizier, wohnte in der Menkhoffschen Villa an der Parkstraße, der heutigen Kirchenmusikschule. Er ging dann oft zu Fuß über Rasches Wiese an der Lüderitzstraße über die Kesselstraße zur Kaserne zum Dienst, wie sich Wilhelm Horst erinnern konnte.

Der erste Kommandeur der Panzer-Abwehr-Abteilung 6, Major Freiherr Geyr von Schweppenburg, wohnte in der Villa Ecke Pagenmarkt/Jahnstraße unterhalb des Schützenhofs.

Am Kattenschling baute die Firma Wirths & Co aus Wuppertal-Barmen zwei große Mehrfamilienhäuser (Nr. 8 und 12), die 1936 fertiggestellt waren. Hier wohnten Offiziere mit ihren Familien und Hausangestellten praktisch in Sichtweite ihres Arbeitsplatzes.

(Fortsetzung nächste Seite)



**Fünf Jahre später:** Die nagelneuen Kasernen erstrecken sich vom Stiftskamp rechts bis zur Vlothoer Straße links, das Königin-Mathilde-Gymnasium in der Mitte. Rechts am Bildrand das erste der Unteroffiziershäuser an der Schumannstraße. Die Pferdeställe am Stiftskamp sind fertig. Der große Reitplatz dazwischen noch nicht. Zwischen Kasernenzaun und Waldrand immer noch Felder und Wiesen.

FOTO: ARCHIV VEREIN FÜR HERFORDER GESCHICHTE



**Am Arbeitsplatz:** Ruhepause in einer der Kasernen an der Vlothoer Straße.

FOTO: SAMMLUNG POLSTER

## Militär verändert den Stiftberg

Fortsetzung von HF-Seite 2

Im Haus Nr. 8 war seit Juli 1936 Hauptmann Eduard Freiherr von Sass gemeldet, der seit Januar 1935 beim Infanterieregiment 58 tätig war, und ab Januar 1937 seine Hausangestellte Herta Spreen. Von Sass hat das Kriegsende nur kurz überlebt; in den Melderegistern ist sein Todesdatum mit „Juni/Juli 1946“ angegeben, vermutlich in Gefangenschaft.

Im selben Haus wohnte Oberleutnant August Dreyer mit seiner Frau seit Juli 1937, auch er Offizier beim Infanterieregiment 58. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion, an dem auch die Herforder Soldaten beteiligt waren, ist er bereits am 28. August 1941 getötet worden. Schon am 15. September 1941 musste seine Frau die Wohnung räumen.

Major Otto Gajer war ebenso in dem Haus gemeldet wie Major Wolfgang Meyer mit sei-

ner Hausangestellten Hilde Stork. Seit das Herforder Regiment am 25. August 1939 den Mobilisierungsbefehl erhalten hatte und zwei Tage später mit der Eisenbahn an die Westgrenze in die Saarpfalz transportiert worden war, herrschte in den Kasernen der Stadt ein ständiges Kommen und Gehen von Ausbildungseinheiten, mit denen die entsetzlichen Menschenverluste vor allem im Russlandkrieg aufgefüllt werden sollten.

Bis zum 2. April 1945 funktionierten die Kommandostrukturen, dann wurde wegen der herannahenden Amerikaner der Befehl zur Flucht nach Osten gegeben. Am Morgen des 3. April verließen die allerletzten Soldaten die Stadt.

Gerade mal zehn Jahre dauerte die Zeit der Wehrmacht in Herford. Sie hat aber unübersehbare Spuren hinterlassen.

# Drohungen, Enteignung

Die Stadt hofft auf Belebung und Kaufkraft-Millionen

VON CHRISTOPH LAUE

**O**berbürgermeister Fritz Kleim setzte sich sehr früh für Herford als Wehrmachtsstandort ein. Die Stadt hoffte durch den Einsatz von Unternehmen beim Bau und langfristig durch die Kaufkraft der Truppe auf eine Belebung der städtischen Wirtschaft. Kleim sprach von über 1 Million Reichsmark mehr Umsatz. So erklärte er 1935: „Als für Herford wichtigstes Ereignis ist zu berichten, dass die Stadt wieder Garnison geworden ist und im Herbst 1934 den ersten Truppenteil erhalten hat. Die gleichzeitig einsetzenden Arbeiten zum Bau neuer Kasernen an der Vlothoerstraße und an der Mindenerstraße haben vielen Herfordern Arbeit und Verdienstmöglichkeiten geschaffen.“

Die Wehrverwaltung übte Druck aus. Sie forderte 1934 beim Erwerb der benötigten Flächen zur Denunziation und Androhung wirtschaftlicher Zwangsmaßnahmen gegenüber Kooperationsunwilligen auf. So konnten Grundstücke für 1,50 Mark durch die Stadt erworben werden – weit unter dem gültigen Preisniveau von drei bis sechs Mark pro Quadratmeter.

Major Karst, damals Bataillonskommandeur, übertrug in seiner Rede am 3. Oktober 1935 bei der feierlichen Übergabe der ersten Infanterie-Kaserne zwischen Vlothoer Straße und Stiftskamp die Kasernen in ein

Sinnbild: „In aller dieser Zeit arbeiteten wir immer still und fleißig hier an unseren Kasernen, nachts im Lichte der Scheinwerfer, am Tag unter glühender Sonne unermüdlich (...). In dreifachen Schichten wurde gearbeitet. Man kannte keine Ruhe, alle wollten ihre Aufgabe bis zum Herbst 1935 allen Schwierigkeiten zum Trotz erfüllen, und sie haben es geschafft!“

Dann griff er Kleims stadtpolitische Erwartung auf: „Wir wollen dabei nicht vergessen, dass diese Kasernenbauten vielen Volksgenossen Brot und Arbeit gaben und manchem Unternehmer und Gewerbetreibenden in der schlimmen Zeit das Fortbestehen gesichert haben. So arbeiteten Volk und Wehrmacht in ständiger Gemeinsamkeit zusammen.“

Unzerstört wurden die Kasernen am 4. April 1945 an die

Amerikaner übergeben. Zunächst wurden hier mehrere Tausend befreite Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene eingewiesen, die Anfang Mai aber Herford verließen. Am 8. Mai kamen die britischen Besatzer; sie beschlossen am 16. Mai, ihr Hauptquartier nach Herford zu verlegen. Neben den Kasernen besetzten sie ab 20. Mai den größten Teil des Stiftberges und 125 Häuser in der Stadt.

6517 „Besatzungsverdrängte“ aus 1050 Wohnungen mussten anderswo in Herford untergebracht werden. Viele verloren durch die erst 1957 beendete Beschlagnahme ihr Hab und Gut, was auch zu einem schlechten Verhältnis zu den „Besatzern“ führte. Schon bald nach der Freigabe der Wohnungen entwickelten sich aber gute Verbindungen zu den Briten, die beim Abzug eine große Lücke hinterlassen werden.



**Gruß aus Herford:** Bald nach Fertigstellung wurden die ersten Ansichtskarten der Anlage Vlothoer Straße gedruckt.

FOTO: KAH



**Feuerlöscher:** Museumsleiter Hans Kleemeier vom Feuerwehrmuseum Kirchlingern-Häver zeigt das älteste Standard-Löschgerät überhaupt. Mit Eimern wie diesem versuchten die Menschen früherer Zeiten, Brände zu löschen.

FOTO: MÖRSTEDT

## Das Dings Nr. 3 Der Löscheimer

HF-Serie über vergessene Alltagsgegenstände

Es brennt! Bevor es die Feuerwehr gab und ein „112“-Anruf den professionellen Einsatz auslöste, mussten sich die Menschen in Stadt und Land mit Hausmitteln helfen. Das wichtigste Utensil dabei: Der Löscheimer.

Aus vielen mittelalterlichen Städten ist überliefert, dass jeder Haushalt solch ein Dings parat haben musste. Herford zum Beispiel. Wer Neubürger der Hansestadt an der Werre werden wollte, hatte ein Feueremergeld von 3 bis 5 Talern zu zahlen.

In Kirchlingern erzählt man sich, dass noch vor hundert Jahren Brautleute auf dem Standesamt einen Löscheimer vorweisen mussten: Ohne Eimer keine Ehe. Aus der Zeit stammt der Eimer, den das Feuerwehrmuseum in Häver aufbewahrt.

Das Gefäß besteht aus dem Leinen. Der Stoff ist beidseitig mit Pech beschichtet und dadurch wasserdicht. Eingear-

beitete Weidenzweige geben ihm am Boden, am oberen Rand und den Seiten Halt.

Der Henkel aus doppeltem Seil, in Leinen gefasst und vernäht, ist an zwei Ösen aus Weide eingehängt. Üblicherweise hing der Behälter nahe der Wasserpumpe in Bereitschaft. Gab es Brandalarm, hatte sich jeder erwachsene Mensch samt Löscheimer schleunigst zur Unglücksstelle zu verfügen. Von Hand zu Hand wanderten die Eimer zwischen Wasserstelle und Brandort, voll hin, leer zurück.

Vorsorglich hatten die Leute im Wittekindsland Teiche und Zisternen angelegt, um auf kurzem Wege an Löschwasser zu kommen. Trotzdem: Viel zu oft mussten sie hilflos zusehen, wie das Verhängnis seinen Lauf nahm.

Und so standen unsere Vorfahren da, Tränen in den Augen. Und in der Hand ein mickriges Löscheimerchen. C.M.

# Winzige Sonnenkinder

Die kleine Wulstige Kornschnecke lebte an der Vlothoer Burg

VON ECKHARD MÖLLER

Ohne Sonne läuft nichts bei ihr. Sie gilt als wärmeliebend und hat mit feuchten schattigen Wäldern nichts am Hut. Die kleine Wulstige Kornschnecke (*Granaria frumentum*) lebt an offenen kahlen Hängen, gerne an Kalkfelsen oder Natursteinmauern.

Und die überraschende Nachricht: Es hat sie auch im Kreis Herford gegeben. Herbert Ant (1933-2010), der bekannteste westfälische Molluskenforscher der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hat am 11. Juni 1954 auf einer Tour von Syke nach Hamm, wo er wohnte, in Vlotho Station gemacht und am Hang des Amtshausberges unterhalb der Burg Schnecken gesucht. Er fand dort auch etliche Kornschnecken, die er dann in seiner umfangreichen Sammlung aufbewahrte.

Später hat er einige Vlothoer Schnecken an das große Senckenberg-Museum in Frankfurt abgegeben, wo sie noch heute aufbewahrt werden.

Nach ihm hat niemand mehr diese kleine Schnecke nahe der Burg gefunden, vielleicht weil niemand nachgeschaut hat.

Erst nach der Jahrtausendwende, als die Geländearbeiten für einen Atlas der Schnecken und Muscheln von Nordrhein-Westfalen anliefen, gingen heimische Naturforscher am Amtshausberg auf die Suche, leider bis heute ohne Erfolg.

Auch Hajo Kobialka (Höxter), sicher der derzeit beste Kenner der Schalentiere und treibende Kraft hinter dem Atlasprojekt, konnte die kleine Gehäuseschnecke in Vlotho nicht wiederfinden.

Sie gilt mittlerweile in ganz



**Winzlinge:** Die letzten Kornschnecken, die in NRW gefunden wurden, lebten in Vlotho und werden im Museum aufbewahrt. FOTO: MÖLLER

Nordrhein-Westfalen als ausgestorben; auf der Roten Liste von Deutschland ist sie als „stark gefährdet“ klassifiziert. Ihr Verbreitungsgebiet reicht heute von den Alpen das Rheintal hoch bis Rheinland-Pfalz und von Tschechien bis Sachsen-Anhalt und Süd-Niedersachsen, lokal bis Brandenburg. Aus dem 19. und 20. Jahrhundert gibt es wenige Nachweise aus dem Kreis Höxter im Weserraum.

Der einstige Fundort der Kornschnecke hat sich seit den 1950er Jahren drastisch verändert. Der Südhang des Amtshausberges war schon seit ewigen Zeiten nahezu baumfrei und voll besonnt, weil die Menschen ihn immer als Weide- und Anbaufläche genutzt haben.

Im 14. Jahrhundert wurde dort von den Bürgern sogar Wein geerntet, schrieb der Historiker Karl Grossmann in seiner „Geschichte der Stadt Vlotho“ – danach wahrscheinlich auch noch. Der Hang war in Teilen terrassiert und mit kleinen Steinmauern gegliedert – idealer Lebensraum für wärme-

liebende Tier- und Pflanzenarten. Zahlreiche alte Grafiken und später Fotos der Stadt und des Weserlaufs bestätigen das.

Die Reste der alten Kulturlandschaft kann man dort heute noch finden – nur sind sie mittlerweile unter einem dichten Dach von Bäumen verschwunden, voll beschattet und von Efeu überwuchert. Der Wald hat nach Aufgabe der Nutzungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts den Hang zurückerobert und den einst kahlen Boden mit dicken Laubpackungen bedeckt. Keine Chance mehr für sonnenliebende Arten.

Nach dem Tod von Herbert Ant gelangte seine große Molluskensammlung in das Landesmuseum für Naturkunde in Münster. Es waren spannende Momente dort Ende Juli, in den vielen Schubfächern der Sammlung nach den Vlothoer Schnecken zu suchen. Es gelang: Da waren das kleine handgeschriebene Schildchen mit Fundort und –datum – und die Belegstücke selbst.



**Sonne satt:** Auf dem offenen Südhang des Vlothoer Amtshausberges (hier auf einer Postkarte aus den 1920er-Jahren) hatte die Wärme ungehindert Zutritt. FOTO: SAMMLUNG GESCHICHTSWERKSTATT EXTER

# Berta zieht Paulchen ins Grüne

Der historische HF-Fahrbericht: Wohnwagengespann mit Eriba-Puck von 1964 und VW-Käfer von 1967

VON CHRISTOPH MÖRSTEDT

Wenn das keine Attraktion ist. Kaum rollt der rote VW-Käfer mit seinem Anhänger von Giesemanns Grundstück auf die Elsestraße in Südlengern, verdrehen die Leute die Hälse. Während der gesamten Probefahrt Richtung Wiehengebirge bleibt es so: Wo immer das Gespann aufkreuzt, zieht es die Blicke auf sich.

Was wir vor uns haben, ist an Putzigkeit nicht zu überbieten. Das Wohnwagengespann aus den 1960er Jahren, bestehend aus einem VW-Käfer vorne und einem Eriba Puck hinten, ist frisch restauriert, wie aus dem Ei gepellt.

Der Wohnwagen ist so winzig, dass keiner weiß, wie man darin schlafen soll. Und doch: Es geht. Familie Giesemann schafft es zu dritt. Tochter Luise ist mit ihren vier Jahren längst begeisterte Camperin. Stolz verrät sie, dass es sich bei den verbandelten Fahrzeugen um „Berta und Paulchen“ handelt.

Mit Berta und Paulchen drehen wir eine Runde über den Hüller, biegen Richtung Klosterbauerschaft ab und zuckeln über die Hügel nach Randringhausen. Der Käfer fährt sich wie ehedem, als der Testfahrer noch mit seinem ersten eigenen 300 DM-Alt-VW unterwegs war: Eng der Fußraum, die Scheiben beschlagen, die Schaltung sehr im Ungefähren. Trotz Wohnwagen hintendran kommen wir gut voran. Das liegt an der geballten Kraft von 44 PS, die die 1500ccm-Maschine im Heck luftgekühlt zur Verfügung stellt – und an der Leichtigkeit eines Eriba Puck.

400 Kilo bringt der Puck beladen auf die Waage, höchstens. Mehr darf der Käfer nicht ziehen, weil der Wohnwagen keine Bremse hat. Gewichtsmäßig passen Käfer und Puck zusammen wie Berta und Paul-



44 PS reichen aus: Der Wohnwagen ist klein, leicht und duckt sich hinter seinem Zugfahrzeug. Seine Konstrukteure haben ihn für Autos wie den VW Käfer maßgeschneidert.

FOTOS: KARL-HENDRIK TITTEL

chen: Ein typisches Paar der 1960er.

Damals war Deutschlands Massenmotorisierung in vollem Gange. Der Käfer wurde in Millionenstückzahlen gebaut. Es gab längeren Jahresurlaub, Urlaubsgeld und die Fünf-Tage-Woche. An Wochenenden und im Sommer war Camping für Stadtmenschen der angesagte Ausgleich für harte Arbeit „auf der Schicht“. Wenn nach dem Kauf eines Käfers, DKWs oder Kadetts noch Geld übrig war, kam ein Wohnwagen der Puck-Größe in Betracht – und ab an die Nordsee oder über die Alpen ins Land der Träume.

Den Traum vom Reisen im eigenen Wagen erfüllten sich zuerst reiche Engländer. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts waren sie mit zweischigen, durchaus luxuriösen Wohnwagen unterwegs, zwei Pferde davor. Als Anhänger hinter dem PKW feierte der Wohnwagen zuerst in den USA Erfolge: Mitte der 1930er Jahre wurden bereits jährlich mehr als 250.000 Stück in Serie gebaut.

In Deutschland bastelten Pioniere wie Heinrich Hauser, Hans Berger und Arist Dethleffs kleine Wohnwagen nach eigenem Gusto; sie hießen „Arche“, „Kajüte“, „Kleiner Strolch“ und „Dübener Ei“. Nach der Währungsreform 1948 legten sich die Wohnwagenbauer richtig ins Zeug. Die Mindener Karosseriefirma Mikafa baute stattliche Luxuswagen, in Warendorf waren Hartmann und Austermann am Werk, in Wiedenbrück Westfalen.

Erich Bachem („Eriba“) kam aus Mülheim/Ruhr. Er tat sich mit Alfons und Erwin Hymer zusammen und baute einen leichten, stabilen Wohnwagen. Während bei anderen Wagen die tragenden Teile aus Holzlatten bestanden, schweißte er einen Käfig aus Stahlrohren zusammen. Sie hielten das Dach aus Polyester, Außen- und Innenverkleidung samt Isolierung und Möbelteilen.

Bis heute werden die „Eriba-Touring“-Modelle auf diese Weise gebaut. Sie haben das Zeug zum Oldtimer. Die mit

dem Holz fangen irgendwann zu schimmeln an und sind damit Schrott.

Derweil campieren wir auf der Höhe über dem Ostbach. Klappstühle, Tisch, Sonnenschirm und Kaffeetassen kommen zum Einsatz. Im Inneren bewundern wir die kleine Küche, Schränkchen, Staufächerlein und die Sitzgruppe, die sich zum Bett umbauen lässt. Alles ist freundlich und frisch – nur puppenstubenklein. Aber wie groß muss es denn sein? Unsere Camper-Vorfahren haben sich über die Wohndose mindestens so gefreut, wie es heute die Oldtimerfreunde tun: Hauptsache Urlaub, gutes Wetter und ein geräumiges Vorzelt.

Weil es doch frisch wird auf der Höhe, packen wir wieder ein und reisen zurück. Als wir quer und quer über die Spradowe Heide kurven, will die Schaltung nicht so richtig. Sascha Giesemann hilft. Der zweite Gang geht beim Zurückschalten nur rein, wenn die rechte Hand ganz locker und dezent anfasst. So geht es entspannt zu-



Schmales Teil: 1,65 Meter Breite reichen aus.

rück nach Südlengern, wo sich Luise Giesemann schon auf den nächsten Ausflug freut, mit Mama und Papa. Und mit Berta und Paulchen.

## Technische Daten

**VW Käfer Export**  
**Baujahr:** 1967  
**Motor:** Luftgekühlter 4 Zyl. Boxer, 1500 ccm, 32 KW/44 PS  
**Höchstgeschwindigkeit:** 125 km/h  
**Verbrauch im Zugbetrieb:** etwa 12 l Benzin, bleifrei  
**Elektrische Anlage:** 12 V  
**Max. Zuglast:** 400 Kg (ungebremst)  
**Laufleistung:** >122.000 km  
**Eriba Touring Puck**  
**Baujahr:** 1964  
**Fahrgestellnr.:** 12097  
**Länge/Breite/Höhe:** 3520/1650/1850 mm  
**Masse leer, max:** 330/400 kg  
**Reifen:** 4.80/4.00-8  
**Kupplung:** W. Winterhoff  
**Ausstattung:** Hochstelddach, Bugküche, Klarglasfenster, im Heck ausstellbar, Vorzelt, Sonnensegel  
**Liegefläche:** 1,80 X 1,52 m



Im Grünen: Henrike, Luise und Sascha Giesemann machen es sich vor ihrem Wohnwagen mit ihrem Klapp-Mobiliar gemütlich.



Stahlrohrkäfig: Um das Gerüst herum wird der Wohnwagen neu aufgebaut.

FOTO: GIESEMANN

# Herfords Gründerzeit-Boulevard

Als die städtische Hauptachse zum Bahnhof durch Kurfürsten-, Schiller- und Arndtstraße führte

VON CHRISTOPH LAUE

Für Viele ist der Weg vom Bahnhof durch Kurfürsten- und Schillerstraße über den Wilhelmsplatz von täglicher Bedeutung: Sie nutzen ihn als Schulweg zu den Gymnasien. Es ist lange her, dass ein Teil dieser Strecke als „Herforder Boulevard“ der Hauptweg in die Stadt war.

Auswärtige Gäste nutzten ihn ebenso wie Einheimische auf dem Weg zum Bahnhof. Zwar entwickelte die Achse Bahnhof-Innenstadt sich nicht, wie in vielen Städten, zum wichtigsten Geschäftszentrum. Doch in der Stadtentwicklung seit dem Ende des 19. Jahrhunderts spielte er eine große Rolle, an der jetzt angeknüpft werden soll.

Angefangen hat es 1873. Da war die Stadt auch hier noch von der Stadtmauer eingeschlossen, jenseits der Mauern war viel freies Land.

Jetzt machten sich die Grundstücks-Eigentümer Siveke und Siekmann, beide aus alten Herforder Höckerfamilien stammend, städtebauliche Gedanken. Sie bereiteten mit der Stadtverwaltung die Erschließung zweier ursprünglich „Der Bügel“ und „Die Vogelkämpfe“ genannten Flurstücke vor. Der „Bebauungsplan“ auf dieser Seite zeigt, worum es ihnen ging.

Mit zwei Bügelbrücken – heute die Brücken über den Stadtgraben an der Arndtstraße und der Schillerbrücke über die Aa – wurde ein neuer Weg geschaffen. Aus dem Weg am Pulverturm wurde die heutige Arndtstraße. Aus einem kleinen Weg vom Bahnhof zu einer Stärkefabrik (heute Commerzbankfiliale) wurde die Kurfürstenstraße. Und die Schillerstraße schuf die Verbindung zur Chaussee nach Schweicheln, heute heißt sie Goebenstraße.

In diesem Quartier kauften nun Herforder Kaufleute, Fabrikanten und das obere Bürgertum Grundstücke für repräsentative Villen und Fabrikationsstätten. Dieses Nebeneinander war in der Gründerzeit noch üblich.

Der Weg über die Kurfürsten-, Schiller- und Arndtstraße wurde zum Weg vom Bahnhof ins Stadtzentrum. Hier siedelten sich mehrere Hotels, Banken, Ärzte und Rechtsanwälte an. Es war eine gute Adresse.

Viele dieser Bauten sind – oft verändert – noch erhalten, viele andere mussten dem „Baggerzahn“ weichen, zuletzt noch die Villa des Arztes und Homöopathen Dr. Kopp an der



Vom Bahnhof in die Kurfürstenstraße: Links zwei Ärzte-Villen, rechts eine Bank (heute Commerzbank), Mitte die Architekturvilla Köster.



Weiter in Richtung Schillerstraße: Rechts das Hotel Herforder Hof (erstes Haus am Platz, heute AOK). FOTOS: ARCHIV GESCHICHTSVEREIN



Vor der Schillerbrücke: Früher Wäschefabrik und Verkauf, heute Kneipe Schiller.



Arndtstraße, Blick zurück zur Schillerstraße: Alle drei Villen (v.l. Münster, Vorreuter, Böckelmann, ) wurden im 2. Weltkrieg zerstört.

Kurfürstenstraße.

An der Goeben- und ihren Nebenstraßen waren es vor allem große Fabrikbauten, die das Bild in der Gründerzeit prägten. Von diesem Glanz zeugen, etwas abseits der alten Hauptachse, noch das Elsbachhaus

und die Rubensche Fabrik. Viele jüdische Fabrikanten wählten diesen Standort für ihre Expansionspläne. Heute vermarktet sich dieses Viertel – nach langem Niedergang wieder schmuck entwickelt – als MARTa-Quartier.

An der Schiller- und Arndtstraße riss vor allem der Krieg Lücken in die Villenstruktur. In den 1970er Jahren kamen einige groß dimensionierte Wohnanlagen dazu, die heute das Bild prägen. Am Ende des Weges stehen am früheren Ste-

phanplatz – der heute nur noch eine Kreuzung ist – die prägenden Gebäude von Post und Volksbank (und der massive Klotz des Telekomgebäudes) und öffnen den Blick auf das 100jährige Rathaus neben dem 800-jährigen Münster, der historischen Mitte der Stadt.

Doch das Bewusstsein dieses Zusammenhangs ist verloren gegangen. Für die meisten Herforder liegt der Boulevard „außerhalb“ und weit weg.

Der verkehrstechnische Durchbruch an der Fürstenaue zur Goebenstraße (heute Schillerplatz rund um die Fabro-Kugel) in den 1950er und der Straßenzug Auf der Freiheit – Berliner Straße in den 1960/70er Jahren nahmen der alten Achse ihre Bedeutung. Ob ein halbes Jahrhundert später noch einmal eine Aufwertung durch Freiraum- und Straßengestaltung gelingt, werden die Ergebnisse des städtebaulichen Wettbewerbs „Verbindungsachse MARTa – Innenstadt“ zeigen. Die Arbeit daran hat gerade begonnen.



Über die Wälle hinaus: 1873 lässt Bankier Siekmann seine Grundstücke vor dem Bahnhof (Bildmitte, heute Schiller- und Goebenstraße) erschließen. Hier entstehen Villen und Fabriken. FOTO: KOMMUNALARCHIV

# Die Stadtverwaltung sucht ihren Ort

Zwischen Abriss (1877) und Neubau (1917) des Herforder Rathauses

VON SASKIA BRUNS

Groß war die Erleichterung der städtischen Bediensteten, als ab dem 20. November 1916 nach und nach alle Abteilungen in das ‚Neue Rathaus‘ ziehen konnten. Fast 40 Jahre hatten sie ein Nomadendasein geführt.

Der Auslöser war Bürgermeister Ludwig Quentin: 1876 sorgte er für den Abriss des ‚Alten Rathauses‘ auf dem Alten Markt. Er fand das Erscheinungsbild des im Renaissancestil gebauten Gebäudes nicht mehr zeitgemäß. Es verfallt ‚äußerlich mehr und mehr zur Ruine‘, stehe verkehrstechnisch im Weg stehe. Außerdem sei der Standort ungeeignet: Das „unerhörte Spektakel auf dem Markte und in den lebhaften Straßen“ passe nicht zur ruhigen Arbeit und zu Ruhe erfordernden Verhandlungen im Rathaus.

Der Abriss begann trotz heftiger Bürgerproteste im Winter 1877 unter der Bedingung, wertvolle Teile aufzubewahren. Einige davon, so das Eingangsportal und eine der vier Säulen der Gerichtslaube, sind im Museum und an anderen Standorten zu sehen.

Die obdachlos gewordene Stadtverwaltung zog zunächst in die 2. Etage des Neustädter Rathauses, dann im Oktober 1879 in die untere Etage des Kreisgerichts (heute Amtsgericht Auf der Freiheit 7).

Da dort auch Platz für die Stadtkasse und das Eichamt war und der Schwurgerichtssaal sich als Sitzungssaal für die Stadtverordneten eignete, schien ein gutes Domizil gefunden, in dem alle Ämter unter einem Dach vereint waren.

Schon 1888 wurde aber der Platz zu knapp, da aufgrund steigender Einwohnerzahlen viele Ämter aufgestockt wurden. Zuerst wurde das Eichamt in die alte Bürgerschule



Verwaltung in der Zigarrenfabrik: Von 1912 bis 1917 war das Haus Münsterkirchplatz 7 (rechts) das „Rathaus III“, vorher Böckelmannsche Fabrik. FOTO: SAMMLUNG POLSTER

(Arndtstraße 10, heute Volksbank) ausgelagert; später folgten das Archiv und von 1893 – 1908 das städtische Museum.

Doch dies war nur der Auftakt für eine wahre Umzugs-Odyssee: 1891 ließ der Bürgermeister viele Abteilungen umstrukturieren, da die Arbeit zunahm und neue Aufgabenbereiche hinzukamen.

Standesamt und Hauptregistratur wurden ebenfalls in die alte Bürgerschule verlegt, 1895 folgte die Stadtkasse, was aber dazu führte, dass nun auch in diesem Gebäude Platzmangel herrschte.

1896 mietete die Stadt also Räume im ehemaligen Kontorhaus (Münsterkirchplatz 1) der Fabrik Schönfeld an, welches, zum ‚Rathaus II‘ ernannt, fortan dem 2. Bürgermeister, der Polizei und der Steuerverwaltung Platz bot.

Anfang 1900 wurde das Ar-

chiv im königlichen Archiv in Münster ‚eingelagert‘, um in der alten Bürgerschule Platz zu schaffen. Im September desselben Jahres zog auch die im Kreisgericht verbliebene Verwaltung um in das Haus der Erben v. Borries in der Elisabethstraße 9, dem ehemaligen Landratsamt, das jetzt Rathaus I hieß.

Als 1901 ein Teil der alten Bürgerschule zum ‚Brausebad‘ umgebaut werden sollte zog das Standesamt ins Rathaus II, wozu nun auch das Polizeigefängnis, die Polizeiverwaltung und das Steueramt eingerichtet wurden.

1907 mussten dann auch die restlichen Ämter das Gebäude verlassen und fanden Unterschlupf in verschiedenen Gebäuden. So fand das Eichamt im Haus des Eichmeisters in der Komturstraße 35 Asyl.

Der stetig steigende Platzbedarf zwang die Stadtverwaltung zur Ausdehnung auf immer

mehr im Grunde ungeeignete Ausweichstandorte. Steueramt, Militäramt und Einwohnermeldeamt mussten zwischenzeitlich sogar in einem angemieteten Wohnhaus einquartiert werden.

1912 wurde die Fabrik der Firma Bödelmann (Münsterkirchplatz 7, später Handelsschule) zum Rathaus III umgebaut und bot von da an Unterschlupf für Hauptbüro, Bauverwaltung und das Stadtmeßamt. Nachdem ein Flügel von Rathaus II im Winter 1913 für den Bau den neuen Rathauses abgerissen werden musste, brachte man die Polizeiverwaltung und das Meldeamt in der Hollandstraße 49 unter, das jetzt Rathaus IV hieß.

Mit Ausbruch des 1. Weltkrieges ging das so weiter: Rathaus I (Elisabethstraße 9) musste für das Garnisonskommando geräumt werden. Im

Rathaus II richtete man die nun nötige Lebensmittelverteilungsstelle ein.

Revisionsbüro und das Rathaus-Neubaubüro befanden sich kurzzeitig im ‚Rathaus V‘, den heutigen Markthallen.

Endlich wurde 1916 das neue Rathaus fertig: Als erstes Amt öffneten das Lebensmittelamt, die Geschäftsstellen für Wertzuwachssteuer, für Kriegsunterstützung und Einquartierung, das Militäramt, das Einwohnermeldeamt, die Polizeiinspektion und die neue Polizeiwache (heute Gedenkstätte Zellentrakt).

Im Dezember 1916 folgten Steuerabteilung, Stadtbauamt, Tiefbauamt und Stadtmeßamt. Zuletzt zog am 22. Januar 1917 die Hauptabteilung ins ‚Neue Rathaus‘. Nun waren nach 40-jährigem Nomadendasein alle Abteilungen, einige stark vergrößert, wieder vereint.



Im Amtsgericht: Hier wirkte die Verwaltung 1879-1888



In der alten Bürgerschule: Ab 1888 residierten hier einige Stadt-Ämter nebst Archiv und Museum (heute Volksbank). FOTOS: GESCHICHTSVEREIN



Im Schönfeld'schen Kontor: Ab 1901 war hier die Polizei nebst Kämmererei; es handelte sich um die letzten Reste der Reichsabtei.

# Wo Geschichte durch den Magen geht

HF-Migrationsgeschichten: Die Kochgünste der Gönül Sepahi

VON MONIKA GUIST

Die Überraschung ist gelungen: Wir werden in der Moschee an der Bielefelder Straße in Herford an einen schön gedeckten Tisch mit duftendem Lahmacun, frischem Salat und einer leckeren Joghurtsauce gebeten. Gönül Sepahi füllt die Teller in aller Ruhe, rückt ihr Kopftuch zurecht, setzt sich und schaut abwartend. Ihre Augen hellen sich auf, als sie merkt, wie gut es uns schmeckt: „Ich koche unglaublich gerne, weil ich andere Menschen damit glücklich mache.“

Diese Glückserfahrung nimmt beim Familienkochen ihren Anfang. Gönül Sepahi wurde 1971 in dem türkischen Esenli, einem Dorf in der Nähe von Yozgat in Mittelanatolien geboren. Mit 11 Jahren lernt sie kochen und versorgt ihre Brüder und die Arbeiter, die von der Feldarbeit kommen. Heute noch erinnert sie sich an die erste Mahlzeit, die sie zubereitete: Manti (kleine Teigtaschen) und weiße Bohnen.

Ihre Eltern sterben früh und sie heiratet mit 15 Jahren. Ein Jahr später kommt sie nach Deutschland. Heute ist sie Mutter von zwei Söhnen und einer Tochter.

Als Hausfrau, die kein Deutsch spricht, schafft sie sich in Herford eine eigene Kochwelt. In den ersten Jahren kocht sie ausschließlich die in der Türkei gelernten Gerichte.

Allmählich kommen neue Gerichte aus türkischen Kochshows dazu. Für die deutschen Kochshows reichen die Sprachkenntnisse nicht aus.

Aber sie nutzt bebilderte Kochzeitschriften, um Neues auszuprobieren. Sie nimmt für sie typisch deutsche Gerichte wie Kartoffelauflauf, Pizza und allerhand Soßen in ihr Kochrepertoire auf. „Das hab ich von den Deutschen gelernt – das Soßen essen“, sagt sie zwinkernd.

Ihre Übersetzerin, Kadryie Palali, und sie lachen bei der



**Lahmacun mit frischer Salatfüllung:** Gönül Sepahi (rechts) und Kadryie Palali halten die bekannteste türkische Spezialität in den Händen. Sie wird wöchentlich frisch in der Küche der Moschee gebacken und verkauft – übrigens nicht nur an Mitglieder der Moschee. FOTO: KIEL-STEINKAMP

Frage, ob eine Türkin in Deutschland anders kocht als eine in der Türkei. Sie sind sich beim Ja absolut einig.

Ein eifriges Fachsimpeln nimmt seinen Lauf. Fazit: Die Gewürze und das getrocknete Gemüse machen den Unterschied aus.

Deshalb bringen beide jedes Jahr die sonnengetrockneten Geheimnisse des türkischen Geschmacks aus den Gärten der Familien aus der Türkei mit: Auberginen, Zucchini, Peperoni, Kichererbsen und Tomaten und allerhand Kräuter.

Die Frauen kommen ins Schwärmen, wenn sie an die Leckereien an bestimmten Feiertagen denken. Dann werden spezielle Gerichte gekocht.

Zu jeder Beerdigungsfeier gehört Helva. Allerdings nicht

die gezuckerte Ölsamenpaste, die es zu kaufen gibt, sondern eine in Butter zubereitete Mehlschwitze, die mit Zucker übergossen wird und aus der nach dem Erkalten kleine Kugeln geformt werden – gerne mit einer Pistazie oder gerösteten Walnuss verziert.

Gibt es beim Opferfest zahlreiche Fleischgerichte, so sind die süßen Gerichte wichtiger Teil des Ramadanfestes. Genauso wie in unserer Region vor 100 Jahren, gehört der Milchreis zu jedem Hochzeitsfest. Dazu gibt es reichlich Manti – winzig kleine Teigtäschchen in akribischer Handarbeit von den Frauen zubereitet.

Eine Sache versteht Gönül allerdings nicht: Warum bieten alle türkischen Imbissbuden in Deutschland die gleichen Ge-

richte an? Wenn sie eine besitzen würde, stünden neben vielfältigen Suppen, verschiedensten gefüllten Blättern vor allem die persönlichen Kundenwünsche auf der Karte.

Eine Kostprobe türkischer Küche jenseits von altbekanntem Lahmacun und gefüllten Weinblättern erwartet alle Besucher des Geschichtsfestes in Rödinghausen am 6. September in der Showküche der Ausstellung „Im Pickertland“. Hier lässt sich Regionalgeschichte im wahrsten Sinne des Wortes schmecken.

Zuwanderungsgeschichten aus fremden Welten werden mal anders erzählt: duftend, warm und persönlich. Denn nicht nur die Liebe geht durch den Magen, auch die Geschichten von Menschen.

## Der Klang der Glocken

Die nächste Sonderausstellung im Hiddenhauser Holzhandwerksmuseum präsentiert Glocken. Kleine, größere, becher- oder kugelförmige, hell oder weniger hell klingende, gegossene oder getriebene, Glocken aus Kirchen und Kapellen, von Schiffen oder von der Viehweide, mit und ohne Klöppel. Zwischen drei- und vierhundert Stück werden es am Ende sein.

Kurt Lücking aus Löhne, gelernter Lokführer, hat sie gesammelt. Weit ist er herumgekommen in der Welt. Und wo immer er Glockenklang hörte, schaute er genauer hin: Ist das was für meine Sammlung?

Woher das Musikinstrument eigentlich kommt, was Glockengießer wissen müssen und warum eine Glocke klingt, wie sie klingt, erfahren die Besucher in der Ausstellung.

Holzhandwerksmuseum, Maschstraße 16 in Hiddenhausen, 23. März bis 4. Mai, immer sonntags von 14 bis 17 Uhr. Info und Führungen über Telefon 05223 84882 Günter Wörmann

**HF** Magazin  
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE

HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), verantwortlich für Red. H. Braun, Herford, für Anzeigen M.J.Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D.Küster Nachf.+Pressdruck GmbH& CoKG Bielefeld

## DAS REZEPT

### Helva, hausgemacht

◆ 2 Gläser Mehl, 3 Gläser Wasser, 2 1/2 Gläser Zucker, 125 gr. Butter oder Margarine, 1 TL Pinienkerne

◆ Mehl und Pinienkerne in einen Topf geben, bei schwacher Hitze unter ständigem Rühren rösten, bis die Pinienkerne goldgelb sind, ca. 25-

30 Minuten. In der Zeit aus dem Wasser, Zucker und Butter einen Sirup kochen. Den Sirup langsam zu dem goldgelben „Pinienkernbrei“ hinzufügen.

Diesen Brei stetig rühren und 5-10 Minuten köcheln lassen. Topf von der Herdplatte nehmen und sofort löffelweise kleine Portionen auf einen Teller geben.

◆ Kleiner Tipp: Den Löffel in Wasser tauchen, damit er nicht klebt.